

Wachtmeister Bärfischer [Fortsetzung]

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 48

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wachtmeister Bärfischer

Novelle von Alfred Fankhauser

4. Fortsetzung

Der Wirt trat an den Tisch und dröhnte in die halbe Stille hinein: „Du Kamel ... zwanzig Jahre jünger sieht er aus als er ist ... Sag so etwas keinem Weibervolch, Chrigel, sonst bekommst du mit dem Waschappen oder mit dem Besenstiel ... hahaha ...“

„Ich Kuhkalb“, machte der Bauer und kratzte sich hinter den Ohren. „Natürlich hab ichs anders sagen wollen! Natürlich sieht er zwanzig Jahre jünger aus als er ist, nicht umgekehrt! Sozusagen in den besten Jahren ist er, der Hubmatter ...“

Auf einmal begann es in der Tischrunde, als ob der hinterlistige Chrigel alle angesteckt, mit Loben und Balgstreichen, dass es Bärfischen zuerst ganz verdächtig vorkam. Der eine lobte seinen Verstand, der andere seinen Hof, der dritte seinen rüstigen Zustand, der vierte seine Gemeinnützigkeit, die nicht geringer sei als seine Sparsamkeit, der fünfte seine bewährte Art, seinen Hof zu bewirtschaften, nicht auf moderne Art, leichtsinnig und verschwenderisch, nein, mit Bedacht und ohne kostspielige Experimente, da solle nur einer kommen und von Geiz lafern, man werde ja sehen, wer es länger treibe, der sechste endlich redete von seinen Aemtern, die ihm immer noch Zeit liessen, sich der Leute anzunehmen und ihnen mit seinen Künsten zu dienen, sei es, dass er die stumpfen Sägen feilte, sei es, dass er ihnen die hohlen Zähne ausdrehte, kurz, es wurde das ganze Register gezogen, das man überhaupt zu seinen Ehren ziehen konnte.

„Noch einen Doppelliter“, befahl Bärfischer, zog seinen Geldsäckel, so einen Säckel mit seitlichem Ohrlappen und Metallklinker, wie ihn die Grossväter besaßen, winkte die Tochter heran und legte Geld auf den Tisch. Und als das Mädchen ihm herausgegeben und ihr Trinkgeld entgegengenommen, erhob sich Bärfischer und lachte selbstzufrieden: „So, trinkt und ersäuft eure Heuchelmäuler. Unsereins ist ja doch der Löl. Ich hätte mir meine Aemtlein bezahlen lassen sollen, das hätte euch mehr Respekt ausgepresst!“

„Verstand hat er, das muss man ihm lassen“, sagte Chrigel hinter dem Wachtmeister her. Bärfischer merkte wohl, wie sie alle das Lachen verbissen. Die drei Gläser, die er hinabgeschüttet, wollten ihm den Kopf nicht wie sonst wohlthätig umnebeln. Er blieb erschüttert. Der Sturz auf das Güllenfass und die Bubentat vor dem Bären liessen sich nicht vergessen.

Nun stand er auf der Treppe des Tanzsaales. Der Walzertakt lockte und schmeichelte:

Zuckerstock,
Heilsarmee,
Fliegenpapier...

Bärfischer blieb stehen. Wieviele Jahre mochten es sein, seit er zum letzten Male in den schönen Tanzsaal hinaufgestiegen und wieder unglücklich mit irgendwelcher Blamage auf dem Buckel, hinuntergewankt war! Es kam ihm kurios vor, dass er heute wieder hinaufzusteigen versuchte. Horchend blieb er stehen. Ihm war, der Wirt in der Gaststube habe seinen Namen genannt. Jawohl, das war so, die Basstrompete schmetterte nochmals den Namen des Hubmatters, und nun verstand Liebel ganz deutlich:

„Wetten wir einen Doppelliter, ich bringe ihn dazu, dass er der Kellnerin einen Heiratsantrag macht!“

Bärfischer fühlte sein Blut zuoberst im Dach. Er verspürte Lust, in die Gaststube zurück zu kehren und dem Kerl eine Doppelliterflasche auf dem Schädel zu zerschlagen. Irgendwas aber hielt ihn zurück. Nun vernahm er die Stimme des listigen Chrigel. „Und wenn sie ihn nimmt? Die Hubmatt ist keine schlechte Wabe. Da kann eine noch aushonigen. Wenn sie ihn nimmt, hast du die Wette verloren, Wirt!“

Bärfischer hatte sich gesammelt. Die Serviertochter war ein blutjunges Ding. Nichts für ihn. Ebensogut konnte der alte Wachtmeister versuchen, seinen Bruderssohn bei der jungen Dore im Minzlimenh auszusteichen. Der Wirt wollte ihn hereinlegen.

Er drückte sich zwischen Pfosten und Kellertür in eine Nische und horchte weiter. Nun hatte der Wirt das Mädchen an den Tisch gerufen, um sie vorzubereiten. Sie möge dem Hubmatter nett begegnen und ihm nicht gleich die hintere Seite zeigen. Solle ihm einwenig hinter den Ohren kratzen und auf die Tatzen tätscheln, aber nicht zu rauh. Die Hubmatt sei ein schönes Gut und nicht zu verachten.

Aber das Mädchen lachte laut heraus und Bärfischer streckte den Kopf neugierig in die rauchige Stube, um ihre Antwort zu hören. Was er vernahm, war nicht angetan, ihn zu erfreuen. Anneliesi drehte sich um und machte giftig:

„Ich habe den heurigen lieber als den vorferrigen! So einen ausgeruhten Geissbock ... Bewahr mich Gott!“

Plötzlich lief sie zum Buffet und wieder zurück zum runden Tisch, wo sich die Säuer schon auf den Spass freuten, und dem Klirren nach zu schliessen warf sie eine Schere auf den Tisch: „Da, gebt ihm das gleich mit, etwas für den Haushalt, er soll zuerst seinem Schimmel die Fesselhaare schneiden!“

Bärfischer war, als ob man eine ganze Bütte kalten Wassers über ihn ausgiesse. Zu allem Ueberfluss trat im gleichen Augenblick der Dorfschulmeister, der Fuchser, in die Gaststube, näherte sich dem Stammtisch und schlug sich mit der Faust auf die geschwellte Brust: „Ich als alter Offizier“, sagte er und machte Taktschritt: „Ich als alter Offizier ...“ Er hatte zuviel, das sah man wohl, und man sah, der Wein hatte seine schandbare Spötterseele aufgewischt, nun gab sie alles preis, was in ihrem sumpfigen Grunde verfaulte.

Das brausende Gelächter der Tafelrunde belehrte Bärfischer vollends über das böse Spiel, das man mit ihm vor hatte. Da gab es kein Bleiben, und in den Tanzsaal hätte man ihn nicht mehr mit sieben Rossen gebracht, ob Rossen mit oder ohne geschorene Fesseln, das blieb sich gleich. Er stahl sich durch eine Hintertüre nach der Terrasse, stellte fest, dass die Dämmerung schon tiefer geworden und die Nacht nahe sei, schlich sich in den Stall und trat zu seinem Schimmel. Ein Griff nach den Füssen des Pferdes belehrte ihn, dass der Stallknecht das Schandwerk nicht entfernt habe. Der Lump wollte wohl allen Wiggerlohern mit der Laterne zeigen, wie ein altes Leutnantspferd garniert sei. Sachte führte Bärfischer seinen Schimmel vor den

Stall, schwang sich in den Sattel und ritt leise davon. Dass ihn niemand merkte, bereitete ihm den einzigen Trost. Das Tier trug seinen verwundeten und geschlagenen Herrn sacht und ruhig davon und fand ganz von selbst den Hubmattweg.

Auf einmal rief ihn jemand aus der Dunkelheit heraus an. „Reitest du heim, Gottlieb? Ich komme erst jetzt! Hast du die Geduld verloren?“

Düster antwortete der Seelenlahme: „Geh tanzen wer will ... ich bleibe daheim ... ich alter Löl ...“

„Wenn du heimgehst, hat es für mich auch keinen Sinn, zu gehen“, antwortete die Dore, kehrte um und schritt sacht neben dem Schimmel dahin. „Schade“, sagte sie, „ich habe mit deiner Zukünftigen geredet ... sie wollte zum Tanze kommen ... du gefällst ihr gar nicht so übel“.

Aber der Wachtmeister antwortete mutlos und zerschlagen: „Der Appetit wird ihr schon vergehen, wenn sie mich alte Schwarte gesehen. Nein, Dore, ich habe verspielt. Von Anfang an verspielt und seither immer wieder. Ich wusste nie, wie man die Karten mische ... ich traute mir nichts zu ... und man hat auch mir nichts zugetraut, das Kalb gemacht haben sie mit mir ... alle ... und ich weiss nicht, ob du's besser mit mir meinst als die andern ...“

Dore, die nicht wusste, was ihm geschehen, horchte auf und suchte nach behutsamen Trostworten. „Es kommt jetzt so über dich ... vielleicht ist's morgen besser ... es ist auch Wetter zum Schwermütigwerden ...“

Er lachte bitter: „Die da unten im „Bären“ zu Wiggerloh werden nicht schwermütig bei diesem Wetter ... zum Donner!“

Dore blieb gleichmütig und hieb in die gleiche Kerbe wie vorher: „Ich möchte dem armen Fraueli, das sich schon Hoffnungen gemacht, nicht so schlechten Bescheid bringen, Gottlieb ...“

Dann schwiegen beide; der Schimmel schnaufte, sein Atem dünstete schwach im rasch erkaltenden Dunkel. Schritt für Schritt nahten sie dem Hubelmattgut. So leise als möglich sattelte Bärfigher ab und wollte sich ins Haus schleichen, damit ihn die alte Marei nicht merke.

Aber die Dore war neben dem Stall stehen geblieben, und als er wieder herauskam, nahm sie ihn am Arm und sagte leise: „Kannst du eine Frau führen, zeig einmal!“ Er liess sich fassen, sagte kein Wort und schritt mit ihr den Weg hinauf, dem Minzlimenh zu. Das geruhame Schreiten beruhigte ihn; die Wärme, die von der Frau an seiner Seite ausging, war gut, und es war ihm, als könnte er wieder Vertrauen fassen. Es war gerade so, wie wenn er winters halb erfroren aus einem kalten Walde kam und sich einem freundlichen Ofen näherte.

Das Minzlimenh lag verdunkelt zwischen den Bäumen. Nur droben auf der Laube murmelten halblaute Stimmen, verstummten aber, als die Zwei sich näherten. Nichts mehr liess sich hören als der Wind in den Bäumen. Dore öffnete behutsam die Haustüre, machte Licht und hiess ihn eintreten. Und Bärfigher trat in eine freundliche Stube, deren eine Ecke voll Geranien stand.

„Der Marliese fallen die Geranien im Winter immer durch“, machte Bärfigher und dachte an die vergilbten Krüppel seiner Schwägerin. Dore setzte sich gleich neben ihn und listete ihm mit freundlichen Augen zu: „Die Frau, die ich mit dir zusammenbringen will, bringt ihre Blumen immer schön durch den Winter. Ein gutes Zeichen, nicht wahr? Ich hab sie erst heute herüber geholt aus der Kammer ... eigentlich zu deinen Ehren ... Weissst du, vielleicht kommt nämlich ... die Frau hier vorbei ... du weisst ... deine Künftige!“

Der Wachtmeister aber schien nichts zu hören. Das leise Knacken der Diele über seinem Kopf erinnerte ihn an seine jungen Jahre. Das war doch die Kammer, worin die Dore in ihren sündigsten Jahren geschlafen, wo sie ihn zum Narren gehalten ...

Dore überliess ihn seinen Gedanken, machte sich in der Küche zu schaffen und rief nur dann und wann irgend etwas durch die halb offene Türe. Ihm war merkwürdig zumut. Nie hatte er in dieser Stube gesessen ... heute war er über die Bretter geschritten, hatte seinen Schädel unter den Balken gebückt, als ob er sich demütige. Demütige, weil er vor zwanzig Jahren ein solcher Narr gewesen und sich so betragen, droben in der Kammer!

In der Küche prasselten Scheiter, die Kuckucksuhr rief Neun, irgendwo sang kochendes Wasser. Weiss Gott, ein Kuckuck kann ernsthaft rufen, nimmt seine Sache wichtig, meint, es könne alles nur auf eine Weise zugehen ...

Dore trug auf, weisses Geschirr, als ob er ein werter, unerwarteter Gast sei. Sie deckte für vier Leute, und Liebel verwunderte sich. Drei schien ihm erklärlich, vier aber rätselhaft. Dass Dore weisses Linnen über den Tisch breitete, dass sie aus einem Schrank im Nebenzimmer ihr schönes Besteck holte, verwunderte ihn noch mehr. So etwas gabs in der Hubmatt nicht, und die Hubmatt war doch eine gute Wabe, hatte Chrigel gesagt!

„Diese Tassen gehören meinem Meitli, und die Löffel und Gabeln auch“, sagte Dore und begann feierlich einzuschenken. „So leer kommt sie nicht in die Hubmatt“, fügte die Mutter mit leisen, fröhlichen und heimlich stolzen Worten bei. „Vorläufig brauchen wir die Sachen, du und ich ...“ In ihren Augen glomm das Feuer eines heitern Spasses.

„Warum deckst du für Vier und nicht nur für Drei“, fragte Bärfigher halb abwesend. Der Spass in den Augen Dore trieb lange Schosse. „Es ist finster draussen ... vielleicht traut sich die Dritte nicht allein zu uns! So, nun nimm dir ... Gottlieb ...“

Fast andächtig begann er zu essen. Nahm sich eine Scheibe Wurst zu den Kartoffeln, trank einen Schluck und sagte verwundert: „Das ist aber ein Festkaffee!“

„Pst“, machte Dore vorsichtig. „Ich habe dir doch eingeschärft, du sollest dich hüten, der Frau von Haus halten und Sparen zu reden. Das verträgt sie nicht ...“

Bärfigher äugte vorsichtig nach der Türe: „Jää ... ist sie am Ende da? Horcht sie hinter der Türe?“

„Wer weiss ...“, machte Dore geheimnisvoll. „Ich möchte dir raten, dich in acht zu nehmen. Wenigstens eines musst du ihr versprechen! Du musst den Turner- und Sängerkassier aufgeben und dir von der Käseereigemeinde die Hüttenrechnung bezahlen lassen wie recht und billig ...“

Bärfigher wurde auf einmal an seine Wunden erinnert, und mit Ingrimme kaute er: „Das versprech ich ihr, meiner Seel! Die haben mich lange genug zum Narren gehalten ...“

„Nicht so laut ... sie hat das laute Reden nicht gern.“

Leiser fuhr er fort: „Und Schulvogt und Spritzenchef soll werden, wer will. Bin lange ihr Esel gewesen und habe alle Säcke getragen. Bezahlen sollen sie, wenn sie etwas von mir wollen!“

„Ja, das sind so Sachen!“ machte Dore klug. „Ich habe mit der Frau eine ganze Stunde geredet. Sie meint, es sei gar nicht so schlimm mit dir. Nur ein wenig eitel sei er, der Bärfigher, hat sie gemeint. Auf jeden Heuchler sei er hereingefallen. Alle haben sie dir den Kopf gross gemacht und hinten herum über dich gelacht. Wenn er heiratet, meint die Frau, merkt er bald, was ihm gefehlt, und er redet nicht immer davon, dass er Wachtmeister und Leutnant gewesen. Und wenn es ihm einmal selber gut geht, gönnt er seinen Pferden den Hafer und die Schere und geizt nicht mehr wie der alte Hubmatt vor einem halben Jahrhundert. Und den Eichelkaffee kann er sich auch noch abgewöhnen, auch wenn er billiger ist als Bohnenkaffee. So eine Frau könnte Wunder wirken ...“

„Ja ... aber wenn sie mich erst recht gesehen ...“ zweifelte Bärfigher wieder und ass zerstreut.

„Siehst du“, sagte die Dore, „als ich dich heute beim Barten sah und dann merkte, wie dir beim Zahnziehen die alte Geschichte fast den Arm lähmte, kam mir ein Gedanke. Wenn doch nun mein Meitli in die Hubmatt zieht, warum sollst du nicht ins Minzlimmh kommen? Ich kann doch auch nicht so allein hier hausen ...“

Bärfischer gab sich einen plötzlichen Ruck. „Jäää ... bist du am Ende ... die Andere?“

„Ja“, machte die Dore, „ich bin sehr oft eine andere gewesen, als ich geschienen“. Und plötzlich munter werdend, trat sie neben ihn und küsste ihn furchtlos auf seine lederigen Wangen. Und dann, als ob sie nun alles entscheiden wolle,

öffnete sie das Fenster und rief hinaus: „He, ihr Zwei da oben, kommt einmal herunter!“

Man hörte leise Schritte, die Treppe knackte, und zur Türe herein kamen der junge Hubmatt und die rosenwangige junge Dore.

Die zwei wussten sich zuerst nicht zu fassen, dann aber begriffen sie. Und nun begannen sie zu Viert zu feiern.

So kam es, dass zu den Legenden über die Freierrfahrten des Wachtmeisters noch die wahre Geschichte seiner späten Heirat kam. Man lobte den Einfall der Dore, dem alternden Manne vor seinem völligen Abseitswenden noch einen neuen Weg zu zeigen. (Schluss)

Unsere Konzerte

wek. — Mozarts Todestag jährt sich im Dezember zum 150. Mal. Der Auftakt zur zweiten dieswintlichen Matinee des *Zurbrugg Quartetts* bildete in diesem Gedenken sein selten aufgeführtes Hornquintett KV 407. Walter Zurbrugg, Paul Habegger, Hermann Müller und Charlotte George spielten unter Mitwirkung des Hornisten Edmond Leloir das kurze, charmante Gelegenheitswerk in zarter Einfühlung und klarer Auslegung; nur die Mittelstimmen waren, gegenüber dem Hornisten, etwas allzu zurückhaltend. — Mit Spannung erwartete man die Uraufführung des den Aufführenden gewidmeten Streichquartetts Op. 49, Nr. 7 von *Albert Möschinger*. Das Werk, das melodisch weitschwingend, sich in rhythmischer Hinsicht allerscharfste Akzente voller Gegensätzlichkeit erlaubt, ist durch seine harmonischen Verschiebungen und Spannungen auf erstes Anhören nicht sehr eingänglich, obwohl es formal abgewogen und instrumental brillant gesetzt ist. Die intensive, plastische Ausdruckskunst Möschingers fesselt sofort. Helle morgendliche Rufe erklingen, grell leuchten einzelne Stimmen auf, um sogleich wieder zurückzusinken; eine sich widersetzende, bedrückende Stimmung bleibt, die bis zum Abschluss des Satzes keine innere Lösung findet; gleichsam eine Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen Zeitgeschehen. Der zweite Satz

beginnt jugendlich übermütig mit scharfen, rhythmischen Gegenakzenten, wie eine freigelassene Jagdmeute. Es folgt eine plötzliche Einkehr, ein kurzes Besinnen, ein Ausdruck panischer Angst vor dem soeben Empfundnen. Der Duster wird mit einem schelmischen Lächeln überwunden, doch ist es nicht Abklärung, sondern viel mehr Galgenhumor. Lento nennt sich der dritte Satz, gekennzeichnet durch gänzliche Abkehr von allem Aeusserlichen, allem Nüchternen. In nächtlich stiller Verträumtheit möchte der Komponist seine Phantasie entfallen, doch grüblerische Gedanken stören seine Träume und lassen keinen Weg zu innerer Klärung und Erlösung finden. Erst ein Blick rückwärts, den er sich kaum eingestehen wagt, löst die Spannung und lässt ihn wie unter einer beruhigenden mütterlichen Hand einschlafen. Die Nüchternheit des Morgens erhebt aus dem abschliessenden Allegrosatz, die Probleme werden trotz allem und mit frischem Mut angepackt; mit einem schalkhaft gepfeiften Liedchen klingt das Quartett aus. Nicht, dass die vielen, reichlich vielen Fragen alle gelöst wären, nein, jedoch ein Weg zu gesundem Optimismus ist gefunden. Dadurch erhält Möschingers letztes Streichquartett sein ganz besonderes Gepräge, wirkt überzeugend und sympathisch. Die Wiedergabe des hauptsächlich rhythmisch ganz ausser-

gewöhnlich hohe Anforderungen stellenden Werkes war in jeder Beziehung hervorragend. Das Zurbrugg-Quartett und Albert Möschinger ernteten grossen Beifall.

wek. — Von den verschiedenen Feiern zum Gedächtnis der Toten ist besonders die vom Organisten Robert Steiner und dem *Berner Kammerchor* in der Pauluskirche veranstaltete Abendmusik hervorzuheben. Eingerahmt durch zwei gewichtige Orgelwerke erklangen Choräle von J. S. Bach und H. Schütz in kluger Wahl. Hauptsächlich die schlichten Registrierungen der sechs Choralvorspiele wurden in ihrer Verschiedenheit stilistisch vorbildlich wiedergegeben, abgelöst durch Choralsätze, die vom Kammerchor und ihrem Leiter Fritz Indermühle mit sicherem Empfinden gestaltet wurden. Der Elitechor war gut disponiert. Der Klang der Frauenstimmen war von selten reinem Glanz, die Männerstimmen befriedigten dagegen weniger; es ist anzunehmen, dass ihre Reihen durch Militärdienst gelichtet waren. Die flackernden Tenöre, die sich zudem gelegentlich selbständig machten, und die hohlen Bässe beeinträchtigten etwas den Eindruck. Im gesamten war die Feier sehr würdig und gediegen.

Ueber die Steinkugel bei Worb

Findlinge, im Bernbiet meist „Geissberger“ genannt, sind als Zeugen der Eiszeit zwischen Jura und Alpen glücklicherweise noch da und dort erhalten und im Volk bekannt. Sind sie gross wie ein Ofenhaus, dann heissen sie etwa Teufelsburde; liegen sie geheimnisvoll im schweigenden Wald wie Opfertische, dann mögen sie den Namen Heidenstein erhalten. Schon ihre Härte und die malerische, zackige Form lassen bei einigen auf ihre Herkunft aus den Alpen schliessen. Andere zeigen Spuren ihres Eistransportes, sind poliert, gekritzelt und gerundet wie ein Brotlaib. Dass es aber auch *kugelförmige* Findlinge gibt, scheint ein Unikum zu sein und verdient bekannt zu werden.

Nördlich oberhalb *Worb* liegt am östlichen Rande des *Eggwaldes*, in der Nähe der Grissenmatt, eine Lettgriengrube, welche ihres geschleibereichen und zugleich bindigen Materials wegen für die Beschotterung von steilen Strassen ausgebeutet wird. Grössere Blöcke werden gesprengt und dienen zur Herstellung von Strassenbetten. Im Frühjahr 1940 kam ein Block zum Vorschein, der durch seine geradezu wunderbar vollkommene Kugelform jedermann auffiel und Bewunderung erregte. Man rollte daher die zirka 1 m

im Durchmesser haltende, sehr harte Steinkugel vorläufig auf die Seite. Doch, schliesslich, Stein ist Stein! Sie sollte mit andern Blöcken ihr Los teilen und gesprengt werden.

Da fand sich ein Retter in der Person eines Gymnasians, jetzt Medizin-Studierenden, *Herrn Bernhard* aus Worb. Er machte dem *Naturhistorischen Museum* in Bern Mitteilung. Gemeinsam mit ihm nahm ich an Ort und Stelle einen Augenschein vor. Wir kamen überein, dass die Kugel gerettet und in der Nähe an vorteilhafter Stelle als *Naturdenkmal* aufgestellt werden müsse. Glücklicherweise liegt 250 m südlich davon ein geradezu idealer Platz, nämlich bei P. 666 auf dem Siegfriedblatt. Im Vordergrund guckt noch das Turmdach des Schlosses Worb über den Moränenzug herauf und im Hintergrund die Heimat der Kugel, die Berneralpen; landschaftlich ein entzückendes Bild!

Wie aber die schwere Kugel hierher schaffen? Und eine feste Unterlage muss sie auch erhalten, sonst sinkt sie teilweise wieder in den Boden ein! Doch die Liebe zur Natur macht erfinderisch und zeigt, dass auch in der heutigen Zeit der Sinn dafür nicht erloschen ist, und dazu oft noch